

„Neubeginn in Niedersachsen nach 1945“
Podiumsdiskussion am 25. Juni 2013
im Forum des Niedersächsischen Landtages in Hannover

ERIKA WIENER
DR. UTE SCHMIDT



Teilnehmer des Podiumsgesprächs v. l.: **Martina Krug**, Leiterin des Städtischen Museums der Stadt Hann.-Münden, **Prof. Dr. Bernhard Parisius**, Leiter des Staatsarchivs Aurich, Universität Oldenburg, **Dr. Andreas Kossert**, Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, Berlin, **PD Dr. Ute Schmidt**, Freie Universität Berlin, Gesprächsleitung, **Ernst Kampermann**, Vizepräsident i.R. des Landeskirchenamtes der ev.-luth. Landeskirche Hannover, **Helge Klassohn**, Kirchenpräsident i.R., Beauftragter des Rates der EKD für die Spätaussiedler und die Heimatvertriebenen.

Träger der Begleitveranstaltung zur Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute... - Die deutschen Siedlungen in Bessarabien 1814-1940“ im Forum des Niedersächsischen Landtages war die Freie Universität Berlin in Zusammenarbeit mit dem Bessarabiendeutschen Verein e.V. Sie erhielt dankenswerterweise einen Zuschuss vom Niedersächsischen Ministerium für Inneres und Sport. Einen maßgeblichen Anteil am Erfolg der Ausstellung in Hannover und am Gelingen der Diskussionsveranstaltung hatte die Geschäftsstelle Nord des Bessarabiendeutschen Vereins e.V. in Hannover. Mitglieder des Vereins führten täglich Führungen durch, wobei sich immer wieder intensive Gespräche mit den Besuchern ergaben. Am letzten Tag der Ausstellung organisierte der Verein auch die Durchführung der Begleitveranstaltung, an der rund 60 eingeladene Gäste teilnahmen.

Bericht über das Podiumsgespräch

In ihren einleitenden Worten ging die Gesprächsleiterin auf die wechselvolle Geschichte der in der Ausstellung dargestellten Bessarabiendeutschen ein. Im Zeitraum von nur 125 Jahren waren sie

immer wieder mit Problemen von Migration und Neubeginn konfrontiert (zum Beispiel die Auswanderung aus Deutschland und die Ansiedlung im Zarenreich sowie die massenhafte Auswanderung aufgrund der Einführung der Wehrpflicht im Jahr 1874). Während des Ersten Weltkrieges drohten Enteignung und Deportation, was nur durch die Russische Februarrevolution 1917 verhindert wurde; 1940 dann ein abruptes Ende mit der Umsiedlung ins besetzte Polen, die trotz der Zustimmung der Umsiedler faktisch eine Zwangsmigration war. 1945 mussten sie schließlich wie Millionen anderer Ostflüchtlinge auch nach Westen flüchten. Diese Erfahrungen von Bruch und Neubeginn sind in das kollektive Gedächtnis der Bessarabiendeutschen eingegangen und haben ihr Selbstbild und ihre Mentalität geprägt. Die Bereitschaft, immer wieder neu anzufangen, half ihnen auch in den Notlagen am Ende des Krieges weiter.

Ein wichtiger Unterschied zu anderen Flüchtlingen und Vertriebenen bestand darin, dass die Bessarabiendeutschen aufgrund ihrer Einwilligung in die Umsiedlung nicht auf eine Rückkehr hoffen konnten. Sie mussten sich unter den gegebenen Bedingungen eine neue Heimat schaffen. Über 20.000 Bessarabiendeutsche verschlug es nach Niedersachsen.

Bereits im Juli 1945 hatten die Bessarabiendeutschen mit dem in Stuttgart von Karl Rüb gegründeten „Hilfswerk für evangelische Umsiedler“ einen Ansprechpartner für ihre drängenden Probleme. Das „Hilfswerk Rüb“ war die erste Flüchtlings-Selbsthilfeorganisation im Nachkriegsdeutschland überhaupt. Es arbeitete unter dem Dach der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Auch in Niedersachsen bildete sich 1946/47 ein „Hilfskomitee der ev.-luth.

Deutschen aus Bessarabien“ das sich um die seelsorgerische Betreuung der Umsiedler kümmerte und sich darum bemühte, ihre alltägliche Not zu lindern. Hier wirkte auch Oberpastor Immanuel Baumann, der 1950 Flüchtlingspfarrer für alle Vertriebenen in Niedersachsen wurde.

In der heutigen Veranstaltung gehe es jedoch - so Dr. Schmidt - nicht nur um die Bessarabiendeutschen, sondern um die Situation der Flüchtlinge und Vertriebenen generell im Nachkriegsdeutschland - mit dem speziellen Fokus auf Niedersachsen - sowie auch um aktuelle Fragen wie z.B. die Integration von Aussiedlern.

Bevor die Diskussion mit dem Publikum eröffnet wurde, gaben die Gesprächspartner auf dem Podium kurze Statements zu ihren Schwerpunkten.

Martina Krug hat sich in ihrer Magisterarbeit mit dem Flüchtlingsproblem im Raum Hannover beschäftigt. In ihrer Fallstudie untersucht sie, wie das Aufeinandertreffen von Flüchtlingen und Einheimischen in den ersten Nachkriegsjahren konkret vor sich gegangen ist. Niedersachsen war im westlichen Bundesgebiet - nach Schleswig-Holstein - das Land mit der höchsten Flüchtlingskonzentration: Im Jahr 1950 waren hier 27 Prozent der Bevölkerung Flüchtlinge und Vertriebene. Wie wurden die durch den Bevölkerungszuwachs ausgelösten Probleme gemeistert? In einer Zeit allgemeinen Mangels bedeuteten die zusätzliche Bereitstellung von Wohnraum, Lebensmitteln und anderen Gütern des täglichen Bedarfs eine hohe Belastung. In den vom Krieg zerstörten Städten hatten die Menschen, Einheimische wie Flüchtlinge, einen Eingliederungsprozess und Strukturwandel großen Ausmaßes zu bewältigen, woraus sich zahlreiche Konfliktpotentiale zwischen beiden Gruppen ergaben. Das Flüchtlingsbild der Einheimischen war oft durch negative Pauschalurteile und Stereotypen geprägt; es gab jedoch auch Fälle von persönlicher Anteilnahme und Hilfsbereitschaft. Zusammenfassend stellte Martina Krug fest, dass der Raum Hannover aufgrund der Mischung von Industrie und Landwirtschaft sowohl Aufnahmemöglichkeiten für Flüchtlinge in den ländlichen Räumen als längerfristig auch Arbeitsplätze und damit vergleichsweise günstige Eingliederungsmöglichkeiten für Neuankömmlinge bot.

Prof. Dr. Bernhard Parisius hat bereits mehrere Publikationen zur beruflichen, sozialen und kulturellen Integration von Flüchtlingen und Vertriebenen, speziell in Niedersachsen, vorgelegt. Er wies nochmals auf die ungeheure Herausforderung für die Besatzungsmächte und die von ihnen eingesetzten Verwaltungen in den Westzonen hin, die hier über acht Millionen mittellose Menschen unterbringen mussten. Allein in Niedersachsen waren das über 1,8 Millionen Menschen, d.h. ein

Viertel der Bevölkerung. Aus britischer und amerikanischer Sicht war eine rasche und völlige Assimilation angestrebt. Die Neuankömmlinge sollten nach ihrer Ankunft möglichst bald und gleichmäßig auf die Landkreise verteilt werden. In Niedersachsen gab es jedoch extreme Unterschiede in der Flüchtlingsdichte, vor allem ein Ost-West-Gefälle, das mehrere Ursachen hatte. So ließen sich ostpreußische und pommersche Bauern hinter der Grenze nieder, um möglichst rasch zu ihren Höfen zurückkehren zu können. Arbeiter strebten ins hannoversch-braunschweigische Industriegebiet, weil sie hier am ehesten Arbeit zu finden hofften. Die meisten Flüchtlinge wollten nicht ins westliche Niedersachsen, am wenigsten nach Ostfriesland oder ins Emsland. Die Lenkung war schwierig, denn die Abstimmung erfolgte „mit den Füßen“. So hatten zum Beispiel viele katholische Sudetendeutsche, die in Ostfriesland angesiedelt worden waren, das Land schon 1946 wieder verlassen. Da bei der Verteilung der Flüchtlinge nicht auf die Konfessionszugehörigkeit Rücksicht genommen wurde, war oft auch die religiöse Bindung ein Grund zur Abwanderung. Ins westliche Niedersachsen kamen, so Prof. Parisius, mehr alte Menschen und mehr Frauen mit Kindern. Viele Frauen wollten möglichst weit weg von der Roten Armee sein. Hierher wurden auch die seit März 1946 einsetzenden Vertriebenentransporte aus Schlesien gelenkt. Nach Abschluss der ersten Verteilung half die Flüchtlingsverwaltung bei der Suche nach besseren Wohnungen und Arbeitsplätzen. Nach 1949 bot der „Umsiedlungsplan“ bessere Möglichkeiten, einen Wohn- und Arbeitsort zu wählen. Prof. Parisius vertrat die Auffassung, dass die Mobilität und Eigeninitiative der Flüchtlinge in der Forschung bisher unterschätzt worden sei. So heißt der Titel seines Buches „Viele suchten sich ihre neue Heimat selbst.“

Dr. Andreas Kossert hat mit seinem Buch „Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945“ eine große Leserschaft erreicht. Er fragte einleitend, was die Erfahrungen der deutschen Vertriebenen für heute bedeuten. Gibt es gar einen aktuellen Bezug zur heutigen Zeit? Was bedeutet der Verlust von Heimat? Und was bleibt, wenn die Zeitzeugen nicht mehr da sind? Wie steht es um die Erinnerungs- und Gedächtniskultur in der Bundesrepublik? Die Fremdheit, die viele Vertriebenen und ihre Kinder oft noch heute empfinden, zeigt sich im Gefühl der Wurzellosigkeit, in zerrissenen Familienbanden und verbrannten Dokumenten, in einer Welt, die man sich immer wieder zu eigen machen muss, immer in dem Empfinden, Unrecht und großes Leid erlitten zu haben. Das Ringen um die Identität zwischen „Hier“ und „Dort“ blockierte den Neuanfang oft erheblich. Das Ausmaß der seelischen Schäden, die Krieg und Vertreibung bei ihren Kindern hinterlassen haben, wird erst jetzt, in den Erinnerungen dieser Generation deutlich. Die Flüchtlinge hatten keinen Einfluss auf ihr Schicksal. Aber sie kamen nicht mit leeren Händen, sie konnten an ihre Traditionen anknüpfen. Wo ist die Heimat? Sie kann nach den Erfahrungen des Verlusts, nach Gewaltherrschaft, Flucht und Vertreibung, einen Rückhalt geben, um die Herausforderungen durch die Globalisierung annehmen zu können. Dr. Kossert möchte den Blick öffnen auf die Situation der heutigen Zuwanderer.

Ernst Kampermann berichtete, wie die Vertriebenen im Nachkriegsdeutschland in den Kirchen aufgenommen und auch versorgt wurden. Chaos und Hilflosigkeit kennzeichneten die erste Befindlichkeit der Vertriebenen und Flüchtlinge. In einem fremden Land angekommen, mussten sie sich auf eine neue Lebenssituation einstellen. Auch innerhalb der evangelischen Kirche waren West- und Ostdeutsche einander fremd. Die unterschiedlichen Traditionen, zum Beispiel die lutherische Liturgie, erschwerten es vielen Ostdeutschen, sich geborgen zu fühlen. Die evangelische Landeskirche bemühte sich, klare Richtlinien aufzustellen, Flüchtlinge aufzunehmen, ihnen zu helfen und ihre Traditionen zu wahren. Im Jahr 1950 wurde Oberpastor Immanuel Baumann aus Bessarabien als Landesflüchtlingspfarrer eingesetzt. In den Heimatgottesdiensten konnten vertraute Lieder gesungen und die Gemeinschaft in der heimischen Sprache gepflegt werden. Es sollten aber keine Parallelgemeinden entstehen. Die Eingliederung ostdeutscher Geistlicher in die Landeskirche war aufgrund der knappen Stellen ein Problem. Auch kehrten zunehmend Pfarrer aus der Gefangenschaft zurück, sodass es immer weniger vakante Pfarrstellen gab. Heute lasse sich – so

Ernst Kampermann – sagen, dass die Vertriebenen und Flüchtlinge für die Gemeinden ein großer Gewinn gewesen seien. Küster und Kirchenmusiker waren zum Beispiel oft russlanddeutscher Herkunft, was den Landeskirchen nicht geschadet habe. Heute gelte es durch diakonische, seelsorgerische Betreuung die Enkel neu zu gewinnen und das Zusammenleben mit anderen Bevölkerungsgruppen in gegenseitigem Respekt vor der jeweils anderen Kultur anzumahnen.

Helge Klassohn ging darauf ein, dass der Anpassungsdruck auf die Neuankömmlinge sehr groß gewesen sei. Sie wollten gleichberechtigt sein und nicht wegen ihrer Herkunft und der Unterschiede zur ansässigen Bevölkerung abgewertet werden. Klassohn verglich dies mit der Situation der Aussiedler heute. Viele der beschriebenen Schwierigkeiten und Vorurteile bei der Aufnahme der Flüchtlinge und Vertriebenen zeigten sich auch bei der Integration der Aussiedler. Wie oft werde den Russlanddeutschen auch heute noch gesagt: „Da kommen die Russen...“.

Helge Klassohn, der in der DDR aufgewachsen ist und dort Pfarrer war, machte noch auf einen weiteren Aspekt aufmerksam: Hier war es verboten, sich selbst als „Flüchtling“ zu bezeichnen oder von seinem Schicksal zu erzählen. Seit der Wende 1989 sei das vorbei. Heute sei es möglich, in die alte Heimat zu reisen und darüber zu sprechen, auch über die Vertreibung, ohne sich selbst als Opfer zu bezeichnen. Das gegenseitige Erzählen und Zuhören sei im sich vereinigenden Europa besonders wichtig.

Anschließend schilderte Armin Hinz aus Neu-Wulmstorf bei Hamburg eindrücklich, wie seine Eltern in der „Heidesiedlung“ aus dem Nichts eine neue Heimat aufgebaut haben. Auf einem Wehrmachtsgelände bauten sie aus Bruchsteinen zerbombter Hamburger Häuser das erste Siedlungshaus auf diesem Areal, auf dem es weder Wasser noch Strom gab. Hier siedelten sich 90 bessarabiendeutsche Familien, davon allein 70 aus der Gemeinde Tarutino, zusammen mit anderen Flüchtlingen an. Hier wurden sie heimisch und konnten sich ihre Identität bewahren. Die Siedlung wurde von den Einheimischen „Maulwurfshäuser“ genannt, weil die Siedler zunächst fensterlose Keller aushoben, in denen sie wohnten, bis sie die Genehmigung und Unterstützung zum Bau der Siedlungshäuser bekamen. Bereits 1955 wurde der neue Ortsteil in einem Kreiswettbewerb als vorbildlich ausgezeichnet. Die Entstehung der „Heidesiedlung“ wurde mit maßgeblicher Unterstützung durch Armin Hinz auch in einer Vitrine der Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute...“ dokumentiert.



Armin Hinz beim Podiumsgespräch.

Als Vertreter des Bessarabiendeutschen Vereins e.V. berichtete Pastor Arnulf Baumann von den Anfängen des „Hilfskomitees der Ev.-luth. Kirche aus Bessarabien“ und dessen wichtigsten Aufgaben: der kirchlich-karitativen Begleitung und dem Suchdienst. Er hob hervor, dass Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg viel hinzugelernt habe, offener geworden sei. Ein Musterbeispiel dafür sei Wolfsburg. In der Bevölkerung gebe es einen großen Anteil an Angehörigen anderer Nationalitäten und Spätaussiedlern deutscher Abstammung. Man habe gelernt, mit all den Unterschieden auszukommen und auf sie einzugehen. In der Kirche sei es ein Glücksfall, dass es Personen gegeben habe, die dafür offen waren. Es gelang rasch, die Zuwanderer in kirchliche Gremien zu wählen. Sie brachten ihre kirchliche Prägung mit sowie die Überzeugung, dass man selbst etwas tun müsse, um sein Leben zu gestalten.

In der anschließenden Diskussion ging es zunächst um den Bedeutungsgehalt von Begriffen wie „Migration“, „Integration“, „Identität“, „Deutsche“, „Fremde“, „Flüchtlinge“, „Vertriebene“. Fremd sein konnten auch Bessarabiendeutsche und andere. Neuankömmlinge, auch wenn sie deutscher Herkunft waren. Die Auffassung, die Integration nach 1945 sei dadurch gefördert worden, dass die Flüchtlinge größtenteils bei Einheimischen einquartiert und nicht in gesonderten Lagern

untergebracht worden seien, wurde von den Historikern nicht geteilt: Es habe generell zu wenige Unterkünfte gegeben, und noch 1958 hätten in Ostfriesland 50 Lager mit insgesamt 6.000 Personen bestanden. Außer Frage stand, dass dem Arbeitsplatz eine wichtige Rolle zukam, man denke an das Volkswagenwerk in Wolfsburg. Der enge Zusammenhalt bäuerlicher Flüchtlingsgruppen habe vieles erleichtert. Die Mobilität in den Bundesländern, und damit auch die Wahlmöglichkeiten der Flüchtlinge, sei unterschiedlich ausgeprägt und durch Zuzugsbeschränkungen in kriegszerstörte Städte erschwert gewesen.

In der Sowjetischen Besatzungszone war die Situation anders: Im Unterschied zu den Westzonen gab es hier nach der entschädigungslosen Enteignung von Grundbesitz über 100 Hektar eine Bodenreform. Sie versprach Flüchtlingen bäuerlicher Herkunft einen Neuanfang, der aber wenig später in der Zwangskollektivierung endete. Auch in der SBZ/DDR wanderten viele junge Flüchtlinge in die Industriezentren ab.

Wie hat sich Niedersachsen durch den Zustrom der Flüchtlinge verändert? Die sozialen Strukturen änderten sich, die konfessionellen Scheidelinien wurden schwächer. Bildung bekam nicht nur für die Flüchtlinge, sondern auch für Einheimische in ländlichen Gebieten einen höheren Stellenwert. Der wirtschaftliche Aufschwung wirkte sich aus und bot auch den Flüchtlingen neue Chancen und Arbeitsplätze. Es sollte dabei nicht vergessen werden, dass dem „neuen Schwung“ und der „gelungenen Integration“ viel Leid und Verlust vorausgegangen waren.

Was bleibt vom kulturellen Erbe der Vertriebenen übrig? Die Erinnerung daran wach zu halten - in Museen, Forschung, Dokumentation und wissenschaftlicher Aufarbeitung - sowie die Pflege der Verbindungen zu den heutigen Bewohnern der früheren Heimat ist nicht nur ein Anliegen der Vertriebenen, sondern eine gesamtdeutsche Aufgabe. Am Beispiel der Deutschen kann der heute jungen Generation dargestellt werden, was es bedeutet, Flüchtling bzw. Vertriebener zu sein, und wie es in Deutschland gelang, damit umzugehen. Die Aussprache war geprägt von den Erfahrungen der Teilnehmer aus bessarabiendeutschen und anderen Flüchtlingsfamilien. Aspekte der gegenwärtigen Probleme von Migration und Integration konnten in diesem Rahmen nur angedeutet, aber nicht ausdiskutiert werden.

Die Veranstaltung schloss mit einem kleinen Empfang, bei dem sich die Gäste untereinander austauschten und noch genügend Zeit hatten, um die Ausstellung zu besichtigen.